III. Jahr Heft 14

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende IV (Besitz) / Martina Wied: Fernweh / Richard Smekal: Landschaftliches Erleben / Isidor Quartner: Der letzte Tag des Propheten / Karl Borromäus Heinrich: Confiteor / Georg Trakl: Nachtlied / Will Scheller: Ein Bild Hölderlins / Fritz Lampl: Wanderung / Benedikt: Innsbr. Kunstschau XX / Karikaturenfolge 62: Max von Esterle: Dr. Perathoner (Bozen)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. April 1913 Heft 14

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

IV. Besitz

Ein neues Haus, und ist es noch so klein, nimmt einen in Besitz. Es soll nur für kurze Zeit sein. Gefangen gehalten zu werden durch Ansprüche von einer Seite, nach der ich die wenigsten Ansprüche mache, liegt meinem Empfinden nicht. Doch ich finde, daß es schön ist, wenn einem eine Wohnstätte vom Dach bis zur Haustür zu eigen ist, und man nicht schon Stiege und Flur mit anderen teilen muß. Man gehört sich selber gleichsam mehr an; man hat mehr Bewegungsfreiheit für sein äußeres Ich. Die Wohnung ist nun ein ganzes Haus, dessen Wände der Atem der freien Umgebung bespült. So umschließen mich auch die Wände freier, die mich beherbergen. Und die Landschaft geht bis zur Tür der Behausung, die sich wiederum wie unvermittelt an die Landschaft schließt. Dabei macht sich als Vorzug geltend, daß das Haus klein ist, daß es nur Räume birgt, deren man bedarf, daß nichts Leerstehendes da ist, das gleichsam eine Stockung in den Kontakt zwischen Behausung und Landschaft bringt.

*

Daß das Haus klein ist, wird mehr und mehr meine größte Freude am Hause. Die Handvoll Raum ringsum dünkt mich wie eine Rast, die dem Hause angefügt ist. Das Haus selber so enge, daß es Wegweiser ins Weite wird: über den See, auf die Berge, zu Wolken und Himmel.

Und Gedanken bedrängen mich wie fragend, ob das Haus wohl der Fruchtbarkeit des Bodens nicht im Wege ist. Ich möchte der Erde ihr Fruchtbarsein nicht beeinträchtigen. Aber das Haus ist auf Fels gebaut, der nichts trug als kurze Grasbüschel. Auf einer Seite nur reicht es ein wenig in ein Weingut hinein. Dafür legte ich auf dem Fels einen Garten an durch Auffüllen mit Erde. Denn ich meine: Wenn man Fruchtbarkeit verdrängt, muß man es anderwärts durch Fruchtbarkeitentfaltung wieder gutmachen. Sonst sind wir auf dem Wege einer gründlichsten Verarmung.

Wo Häusermassen besinnungslos hingestellt werden, legt man Totes an und verdrängt das Lebendige. Jedes Haus ist eigentlich nur ein künstlich geordneter Fleck Wüste, der ein chaotisch lebendiges Erdenstück eingehen läßt. Wie werden so unsere Großstädte zu Steinwüsten! Sie umlauert die beständige Gefahr ihrer gründlichen Bodenverarmung, über die wohl nur ihr glänzender Verkehrsapparat hinwegtäuschen hilft. Und nun sehe ich an wirtschaftlichen Dingen wie an vielen geistigen den ursprünglichen Sinn in sein Gegenteil verkehrt. Das Urbarmachen eines Landstriches ging früher einer Siedelung voran oder wenigstens mit ihr Hand in Hand. Und mit dieser Urbarmachung des Landes, mit dem Wachstum des Bodenertrages, mehrte sich auch die Siedelung. So kamen die fruchtbarsten Gegenden wohl auch zu den meisten Menschen. In der Folge mag sich oft durch zu große Ausbeutung des Bodens die Fruchtbarkeit mancher Gegend vermindert haben. Auch der Schoß der Erde bedarf des zeitweiligen Ausruhens. Aber das Aufblühen einer Siedelung darf deshalb noch nicht das Eingehen des Bodenertrages bedingen, wie es bei unseren Großstädten der Fall ist, die den Boden umso steriler machen, je mehr Menschen sie zu ernähren haben. Dafür setzen sich in ihnen Großindustrie und Großkapitalismus an, als wenn Industrie und Kapital das verdrängte Brotwachstum ersetzen

könnten. Immer aber lehren Zeiten und Völker, daß die tüchtigsten und wunderbaren Menschen jene waren, die gleichsam aus Steinen Brot zu schaffen wußten. Heute werden solche geadelt, die Brotgründe in geformte Steinhaufen und Rußstätten verwandeln. Und die Welt wird dabei um jene üble Menschensorte reicher, die das Aussehen der Welt nur ärmer und elend macht. Wie schön es doch noch immer dort ist, wo solche Menschen mit ihrem Tun nicht hinkommen! Wie reich die Natur dort bleibt, selbst in ihrer größten Armut! Wie es einem hier in die Augen springt: daß in der natürlichen Rangordnung der kleinste Bauer mehr ist als der Großindustrielle und der Kapitalist! — —

So im Sinnen bin ich in einen Eichenwald geraten mit winterlich starrem Laub, das spröde im Windhauch knistert. Aufblickend halte ich Umschau. Der Boden ist bedeckt mit gelbbraunen welken Blättern. Einzelne Oliven am Hange. Und hoch hinauf fast kahle Steinhänge mit spärlichem Einschlag von Weinbergen. Unter mir ebene Weingärten und dahinter Nago, das Dorf, das sich schlicht und verwittert an falben Hügeln hinzieht. Auf der höchsten Stelle des einen Hügels die Ruine Penede: grau, brüchig, mit steilen Mauerresten. Davor am Dorfende, wie im Einschnitt zwischen den Hügeln, mit der Sicht nach dem See, ein neues helles Haus mit rötlichem Dach: mein neues Heim — fast zu neu noch und zu groß und zu stattlich für mich.

*

Mein kleines Besitztum möchte in mich gelangen. Es würde mich abhängig machen von ihm. Es würde mich in Anspruch nehmen, gerade soviel, als es in mich gelangt wäre. Und hätte es sich völlig in mir untergebracht, wären seine Grenzen auch mir Grenzen. Und ich wäre wie gefangen gehalten in den Grenzen meines Besitzes. Es würde mir den Besitz zur Last machen.

Hier erinnere ich mich der störenden Empfindungen, die ich früher als Eigner eines größeren Besitztums hatte. Ich erinnere mich auch, wie ich öfters vor großen schönen Besitzungen betrachtend verweilte, und wie ich dabei fühlte, daß ich auch den schönsten Besitz ablehnen müßte, falls er mir überlassen würde nur unter der Bedingung, daß ich in seinen Grenzen immer aushielte. Das Beengende einer solchen Einschränkung aber liegt für mich bereits in einer auffälligen Umgrenzung des Besitzes, etwa in einer hohen Mauer oder in einem ausgedehnten Graben, weil sich diese Dinge wie Verpflichtungen in mein Empfinden eintragen. Ich begehrte auch nie nach derartigem Besitz. Und oft, wenn ich mich in fremden Anlagen erging, fühlte ich mich freier, als wenn ich mir vorstellte, daß diese Anlagen mir gehörten; hauptsächlich wohl weil ihre Grenzen nicht mir Grenzen waren. Das liegt nun einmal so in mir. Bei meiner sonstigen Bodenständigkeit und meiner Reiseunlust ist das seltsam. Es muß das Gewahrwerden der Grenzen etwas sein, dem meine Natur entrinnen will.

Hier erwächst mir mit einemmal die Frage: Erweist sich nicht auch die Satzungsehe als solch ein begrenzter Besitz, dem man sich lebenslang verschrieben hat? Und schon ist es, als gewahrte ich ihre einengenden Grenzmauern und zugleich ein machtvolles Gefühl, das sich über diese Grenzen hin frei ausdehnen will. Da spüre ich wieder meine ganze Unlust und Untauglichkeit für ein lebenslängliches Verbringen innerhalb solcher Grenzen. Und ich denke mir: es muß etwas in der endlosen mystischen Natur des Menschen liegen, das ihn in den wachsten Augenblicken keine aufgeworfenen Grenzen ertragen läßt. Jeder Besitz — auch der eheliche — mag einem eine solche Grenze sein. Und ich habe wohl wache Augenblicke.

*

„Der Besitz besitzt". Doch nur den, der nicht sich selbst besitzt. Wer sich selbst besitzt, strebt allen anderen Besitz diesem Sichbesitzen dienstbar zu machen. So handhabt er gleichsam sein Besitztum zur Ablösung seines Ichs. Und wünscht sich Besitztum, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, um seine Nächsten dafür entschädigen zu können, daß er sich ihnen entzieht. Und er ist ihnen oft ohne sein Zutun entzogen, weil sie nicht wahrnehmen, was in ihm ist, und daher an ihm nicht ihn besitzen.

Der Schaffende gerät leicht in solche Lage. Und er läßt das Seine um sich den Seinen. Und entfernt sich dabei von den Seinen und nimmt mehr von sich selber Besitz, indem er immer mehr in sich eindringt und sich aufschließt; und auf solche Weise zu dem kommt, was sein Schaffen begehrt: zu allem, was in ihm ist, das er sich erst erschließen muß, um es zu besitzen, und das er erst dartun kann, wenn er es besitzt. Es zeigt in seiner ganzen Härte auf: Schaffen ist Selbstbesitz.

Ich sehe nun auch mich als Schaffenden und fühle: der Hang zum Selbstbesitz läßt in einem wenig Tauglichkeit übrig für anderen Besitz. Er entläßt einem die Seinen als Besitztum und macht einen einsam. Doch größte Vereinsamung verleiht erst größte Freiheit. Und größter Freiheit bedarf der Schaffende. Sein Zusichselbstkommen läßt die Seinen nicht zu ihm kommen und bringt ihn in den Verruf der Selbstsucht. Und die um ihn sind, entziehen sich ihm. So scheint das Geschick in voller Härte über ihn zu walten. Aber diese Härte ist nur scheinbar um ihn und an ihm. Denn das Wesen des Schaffenden ändert die Sachlage. Für ihn gibt es zweierlei Besitz. Der eine entsteht durch Gewinn und Verdienst von außen her, der andere durch ein Sichauftun von innen. Dort zeigt sich der Besitz in äußerem Machtzuwachs, hier im Ausgeben des Ichs. Und erst im Verschwenden seines Ichs zeigt der Schaffende seinen Reich-

tum und wird so völlig Abbild der Natur, die ihr Selbstisches am selbstlosesten ausgibt. Dieses Sichausgeben formt alle Härte des Zusichselbstkommens, wie Wasser das Gestein, und schmiegt sich weich an die Dinge, an die es sich verschenkt. Denn durch jedes tiefere Sichausgeben gelangen diese Dinge in einen hinein und werden einem so zu eigen, ohne daß man sie besitzt. So wird die Vereinsamung des Schaffenden noch wie ein machtvoller Zusammenschluß, der sich herleitet vom Selbstbesitz. Denn Selbstbesitz ist Erschließung und, damit verbunden, die Abgabe des Ichs bis zur Verschwendung. Und Schaffender ist, wer sich selbst besitzt.

Solches Ergebnis läßt die wenigsten Menschen Schaffende sein, weil Wenigste sich selbst besitzen. Die Vielen werden besessen von konventionellen Dingen, und wonach sie fragen und trachten ist Besitz, nicht Selbstbesitz. Was zu Selbstbesitz führt, ist jenseits alles Konventionellen, das den Menschen verschließen und niemals eröffnen hilft. Als ein Unkonventionellstes aber zeigt sich hier wieder die Liebe; in ihr geht immer noch am ungebrochensten die Natur um, die der ewige Widerpart aller Konvention ist.

Verweilend vor dieser Natur der Liebe, gewahre ich ihre stetige Bedrängnis durch die Konvention und erkenne plötzlich ihr Scheitern überall dort, wo sie ganz Konvention geworden ist. Es ist eine Wandlung von Selbstbesitz in Besitz. Denn zutiefst ist die Liebe Selbstbesitz. Nichts anderes erschließt wie sie den ganzen Menschen und zwingt ihn zum Sichabgeben und macht ihn zum Verschwender seines Ichs und damit zugleich zum größten Besitzenden seines Ichs. Mann wie Weib. In der Liebe zeigt jedwedes Geschlecht seinen Selbstbesitz. Und es ist vielleicht so: daß, wer solchen Selbstbesitz erlebt hat, an bloßem Besitz in der Liebe nicht mehr Genüge findet.

Die Abneigung und Untauglichkeit in mir gegen alles konventionelle Lieben leite ich nun daher: Ich erlebte bereits zuviel Selbstbesitz — es besagt hier: zuviel die Natur der Liebe, die den Mann zum Manne wie das Weib zum Weibe erschließt und so in Mann und Weib Selbstbesitz eröffnet. Alle Konvention aber degradiert diesen Selbstbesitz zu bloßem Besitz. Auch die Ehe, als Satzung, verhält Mann und Weib zu gegenseitigem Besitz. Es erklärt genug, daß für diese Ehe wenig taugt, wer sich selbst besitzt.

Der Kontrast zwischen Ehe und Liebe tritt mir hier noch schärfer vor Augen. Und wenn man die Liebe als das Dunkle, als ein Gefährliches und Verrufenes ansehen will — nun denn, auch dann: ich bevorzuge die Schatten dieser Liebe und verzichte dafür auf alles Licht der Ehe und als Draufgabe noch auf die Achtung der Vielen. Ich bin am Weibe in der Liebe immer reicher geworden und in der Ehe immer ärmer. Und je mehr man seine ganze Liebe in ein Mädchen hineingelegt hat, umso weniger ist man befriedigt, wenn nichts als eine Frau dabei herauskommt.

In der Liebe stellt das Weib Forderungen an das Weib; und wer Mann und Liebender genug ist, wird sie gern zu erfüllen suchen. Doch mögen sie zuweilen schwer oder auch gar nicht erfüllbar sein. Immer aber ist es ein Weib, das sich in der Forderung erschließt, und das hat seine Reize für den Mann. In der Ehe stellt die Frau Forderungen an ihren Mann. Und je mehr man diese Forderungen quittiert, umso mehr wachsen sie an und werden Forderungen des Herkommens, der vermeintlichen Stellung, der Sitte, der Konvention. Und opferte man schließlich auch willig dem Weibe seine Freiheit, diese Freiheit durch die Frau konventionellen Dingen zugewendet zu sehen, die mithelfen, daß das Weib eingeht, ist etwas, dem man sich schwerlich fügt, wenn man Mensch und Mann genug ist. Mit dem Weibe mag man sich selber noch mehr besitzen, weil man sich

selber noch im Weibe besitzt. Demnach hat man auch mehr abzugeben. Mit der Frau besitzt einen die Konvention. Es nimmt einem etwas weg, es macht einen ärmer an Abgebenkönnen und somit auch ärmer an Selbstbesitz. Denn Selbstbesitz läßt sich nur im Abgeben erweisen.

So tritt Selbstbesitz zum konventionellen Begriff des Besitzens in Gegensatz. Durch Besitz wird man sich selber entzogen, somit ärmer gemacht; durch Selbstbesitz wird man zu sich erschlossen und damit reicher. Und es erweist sich immer noch als eine Unterbindung und Brachlegung des Menschen in einem, in ein Besitztum völlig aufgehen zu können. Der Schaffende als solcher kann das nicht. Er ist eben von seinem Sichselbstbesitzen zu abhängig; dieses ermöglicht ihm erst sein Schaffen. Es zwingt ihn, allen Besitz diesem Sichselbstbesitzen unterzuordnen. So wird der Besitz als Besitz für ihn etwas, das überwunden werden muß. (Und was läßt sich nicht alles rechnen zu solchem Besitz!)

Ich habe hier etwas aufgedeckt, das neue Unwissenheiten an mich herankommen läßt: Was ist Gewinn? Was ist Verlust? — Und soviel weiß ich von meinem Unwissen, um sagen zu können: daß Verlust oft Gewinn und Gewinn oft Verlust wird. Führt doch Verlust an Besitz zu Gewinn an Selbstbesitz und lehrt somit: durch Verlieren gewinnen. Es gehört sicher zur inneren Machtsphäre des Menschen.

*

Ich finde mich hoch am Hange (an den die Dämmerung rasch heranrückt), noch sanft umbrandet von der letzten Lohe. Weit draußen, winzig, verschwimmt mein Besitz. Das Rund der Berge umzieht violettes Dunkel. Das starre Laub der Eichen knistert im aufsteigenden Nachtwind, der von dorther auffliegt, wo die letzte Helle in den unendlichen Raum versinkt.

Fernweh / von Martina Wied

Wie bin ich nun in die Enge eingefangen!
Liebe und Haus und Hof, einst ersehnt, sind jetzt Kelle der Schweifenden:
noch lodert mir ungelöscht im Herzen das Fern-Verlangen,
verhüllend Seele und Blick dem Nahen und langsamer Reifenden.

Länder, vor Jahren geschaut, seh ich schimmernd gebreitet
im fremden Licht: seh zinnengekrönt uralte Stadt-Türme ragen,
während mein Wanderfuß durch die schmalen Gassen schreitet,
wo der Duft von gebratenem Oel und Holzrauch den Atem verschlagen.

Seh Paläste verlassen und kühl, mit marmornen Fliesen
und zederngetäfelter Wand, geschmückt von Azur-Arabesken,
in Sälen, spinnwebergraut, wo man durch Bogenfenster auf Wiesen
mit Platanen und Pinien schaut, wie auf großlinige Fresken.

Und seh Silhouetten der stachlichten Riesen-Kakteen
entragen den kreidebleichen, zerklüfteten Felsenklippen,
und fühle den feuchten Wind um zerrüttetes Haar mir wehen,
und spüre den Seesalzgeschmack auf meinen zersprungenen Lippen.

So steigen und gleiten ins Becken des Alltags nieder
meiner Träume zerstäubende bunte Fontänen.
Doch der Erwachenden Aug trifft das gleiche Bild immer wieder:
Hügel, die sanft gewölbt sich wie träge Katzen im Sonnenschein dehnen.

Landschaftliches Erleben / von Richard Smekal

(Aus einem noch unveröffentlichten Roman.)

Der Abstieg.

Topasfarben stiegen die Nebel von den Wiesen des Tales auf. Ueberall standen reine schwebende Rauchsäulen, die sich in steigender Höhe zu einem schwankenden Dache verbanden. Und zwischendurch troff, unsichtbar aus welcher Quelle, warmes farbiges Licht, das die regennasse Landschaft in einen ungewohnten Anblick hob. Die beiden Junker waren erstaunt, da sie im Abwärtsschreiten vom Joche dies Tal seltsam neu und funkelnd vor sich sahen. Noch immer stiegen die gelblichen Dämpfe empor, säulengleich, dann brachen die unteren Stümpfe ab und die Gebilde hingen lose an der Decke. Roman fand für das landschaftliche Geschehen, welches beide in ähnlicher Weise erfaßte, ein Wort und sprach es, obwohl dies sonst nicht seine Art war, aus: „Quallenland", sagte er. Ludwig nickte. „Ich spür es ganz deutlich in meiner Atmung", begann Roman abermals, „mir ist, als ob ich gar nicht mehr Lungen hätte, sondern Kiemen wie ein Fisch, und etwas striche in einem fort beim Munde hinein und irgendwo bei den Ohren heraus. Und dann wundere ich mich nur, daß nicht plötzlich einige Krabben oder Seesterne mit diesen Wasserfäden aufsteigen und überall ihre Tieraugen zu funkeln beginnen. Doch mir scheint, es will wahrhaft noch werden. Wo wir früher den Steinbruch hatten, siehst du, Ludwig? Wir sind viele tausende Meilen unter der Oberfläche eines unbekannten Meeres." Ludwig lächelte, nahm dann doch das Gespräch auf und führte es weiter. „Und über uns in fremder Höhe gehen Schiffe mit Wesen, die wir nicht kennen, und langen manchmal mit ihrem Netzwerk zu uns herab. Goldene Anker stoßen hastig in unsere

Nacht und sind uns nur das Blitzen eines dunklen Gewitters. Maste bersten und krachen und sind uns rollender Donner. Und wo ein Schiff niedergeht, tut sich die Erde auf und ein Beben durchläuft diesen Meeresgrund. Nicht wahr, Roman, so meinst du es?" . . . „Wir stecken im Quallenland, wie du es spürst. Doch überlege ich, ob dein Wissen von den großen ungefügen Schiffen über uns etwas taugt. Wenn dich eines emporzuheben vermöchte und dich mit seinen ungewohnten Fangarmen dort an Bord stellte, in jene andere Sonne, zu jenen anderen Wesen, die du nicht ahnen kannst, vielleicht würdest du blind . . . Wir sind keine Griechen und keine Römer mehr. Der eifersüchtige Zeus und die klatschsüchtige Hera sind in den Olymp schlafen gegangen und wir sollen nicht die beschwören, die dort in ihren Schiffen fahren."

Die Wolkenmasse hatte sich verdichtet, war träge und schlammig geworden, das kristallene Licht sammelte sich darinnen zu quarzig rotbraunen Schwaden und wurde zusehends intensiver. Mit einem Mal schaukelte die Decke blutig rot. Das grelle Grün der Wiesen schrie auf, die dunklen Waldungen duckten sich, die blauen fernen Felsen rüsteten sich zum Widerstand.

Roman und Ludwig gingen langsam. Sie hatten ihr phantastisches Gespräch abgebrochen und waren auf jedes Ereignis vorbereitet; wer kannte den Zusammenhang der Dinge? Endlich hielten sie fast gleichzeitig an. Die Wolkendecke hob sich, stieg immer höher, wurde violett und endlich schwarz. Es waren ersterbende Abendschatten, die allmählich verglommen. Die Junker gingen rasch und erreichten das in der Talsohle gelegene Gutshaus, ehe die letzte Armseligkeit dieses Verdunkelns alles umspannte.

Begegnung.

Manchmal sagte sich Roman aus irgend einem Grunde von der Gesellschaft los und machte einen Spaziergang,

der ihn zu sehr beschäftigte, als daß er andere daran hätte teilnehmen lassen. Auch Pia nicht, der er in solch einem Falle ein kluges Buch zu lesen gab oder kleine Manuskripte aus einer vergangenen Zeit, die er selbst geschrieben und doch schon als etwas Fremdes betrachtete. Er wußte sie in solcherlei Muße vertieft, in einem Teil des Gartens oder am Waldeshang, mit dem grellen gelben Leinenkleid und den grünen Strümpfen, die auffallend entgegenschienen. Das Gesicht war dann zu sehr in die Aufregung der Lektüre verloren, um klar umrissen zu sein. Roman sah sie oft im Weitergehen so und fühlte das sonderliche Gefühl nach, ein Weib in Einsamkeit zurückzulassen. Er wußte, daß sie nun zwischen diesen Zeilen aufstehen würde und riefe, zuerst ihn, dann vielleicht einen anderen, Georg oder Ludwig oder einen ganz Unbekannten. Und dann sah er den weißen Schäferhund auf sie zuspringen, Pia lagerte sich wieder und verlor sich aufs neue in die Blätter. Dann ließ Roman ihr Bild irgendwie außer acht und hielt sich an das Gegenständliche, an die weiße Straße, die gleichsam von einer dunklen Morgenkühle überschattet wurde, und an das Sinnfällige der Bäume, der Bergketten, des Firmamentes. Ein paar Weiber gingen mit Tragkörben am Rücken vorbei, etwa eine ganz Junge und zwei Alte oder eine Alte und zwei Junge, es lag nichts daran, nur daß der Wanderer erst in einiger Entfernung den satten Geruch von Himbeeren spürte, die sie mit sich tragen mußten.

Roman liebte diese Gänge voll scheinbarer Gleichgültigkeit. Es war eine andere Welt, wenn er die Dinge ganz für sich betrachten konnte, ohne Gespräche anknüpfen oder anhören zu müssen. Er sah sein Leben, in dem er wochenlang gesteckt hatte, aus einer anderen Perspektive. Viel scheinbar Wichtiges ging verloren und manches Nebensächliche erhielt eine neue Farbigkeit. Er dachte an dieses seltsame Mirakel, das in seiner Liebe zu Pia eingeschlossen lag. Viel Som-

merliches lag in ihrem Gegenübersein, sie war ihm das Bewußtwerden von Wald und Garten, Feldern und Wiesenwegen; überallhin nahm er ihre Gestalt, die schon hundertemale dagestanden, er brauchte diese angewohnte Zweisamkeit. Er kam durch einen Wald, um den Weg zu kürzen. Es war ein braunroter Nadelpfad durchgebrochen, und an einer Stelle, die im dichten Schatten lag, kam ihm ein Salamander langsam und schleppend entgegen. Roman dachte wieder an Pia. Wie viel Erlebnis hätte sie aus dieser zufälligen Begegnung gezogen und wie viel Freudigkeit. Seltsam war dies schwarz-gelbe Tier immerhin, das scheinbar gar nicht in diese Zeitläufte hineinpaßte, sondern aus vergangenen zu kommen schien. Er mußte an andere Frauen denken, die in ehemaligen Jahrhunderten gelebt hatten, an eine andere Pia, die vielleicht jener am Waldeshang ganz ähnlich war. Und ein Lächeln kam ihn an, er hatte wieder einen Lieblingsgedanken aus seiner Knabenzeit aufgegriffen, den von der Seelenwanderung, von der Verwandlung der Menschen in Tierformen. Roman setzte sich auf einen übermoosten Baumstumpf, dem Tiere, das anhielt, gegenüber. Und er begann unwillkürlich mit jener Pia, die im feuchten schwarzgelben Salamanderkleid steckte, zu reden. „Guten Morgen oder guten Abend, oder welche Tageszeit Du eben haben magst. Was tust Du so allein im Walde, Pia? Wo ist Roman, Dein Geliebter, Pia? Ist er ein schwarzer Kohlrabe worden oder ein roter Fuchs oder ein Marder? Gelt, es war eine seltsame Zeit, als ihr noch Menschen wart? Und wir stecken jetzt mitten drin in dieser seltsamen Zeit und merken es erst, wenn Pia, die Salamanderin, auf einen zukommt."

Und Roman sprach noch einiges und nahm dann Abschied von dem Tier, das langsam weiterging. Er dachte nach, ob er Pia dies Gespräch erzählen könne, ob er sie aus dem sonnenblanken Gleichgewicht in dieser Weise aufrüt-

teln dürfe. Wieder war er unten auf der Straße, die nunmehr im vollen Lichte lag. Es war der Weg der Bauern und Fuhrknechte, der Spaziergänger, der Radfahrer. Wenn er jetzt auf den Nächstbesten paßte und ihm das Ereignis aus dem Walde berichten würde, so ließe ihn jener für einen Narren stehen. Und war Pia bisher für ihn nicht doch auch nur unter den Spaziergängern, die Freundin unter den Freunden. Für sie gab es keine Geheimnisse außerhalb der breiten Landstraße, es sei denn das eine, die Musik. Roman hatte lange darauf vergessen. Sie sollte wieder singen. Er wollte vertraute Lieder mit ihr durchnehmen, schöne alte Musik für den schönen Sommer.

Der letzte Tag des Propheten / von Isidor Quartner

Vor seine Augen band Schemseddin ein schwarzes Tuch,
Hob hoch die Hand mit dem schauenden Falken am Ringe
Und wanderte tastenden Fußes den steinigen Weg
Zum Berge Kaf.

Die rote Brandung des Abends schlug an seine Brust
Und ebbte verdunkelt ins Tal.
Wolken sanken herab auf die kupferne Stadt
Und hingen zur Nacht wie geschwellte Segel von Dächern
und Minareten.

O leidvolles Antlitz, das hinter den Wäldern heraufkam,
Weltengleich, in bleichem Schein.
Vor deinem Blick zerriß der Schleier
Und schleifte im schweren Moorsee.

Im Sturme unten versank der Wald
Und der Weg wurde schmal.
Und entlang den Weg schoß ein Kranichkeil
Grau hinauf in die Nacht.

Der Menschheit heißer Atem stieg zu den Gräten empor
Und fror zu Reif. Aus kaltem Gold
Sternregen rann in Schemseddins Haar
Und in die Falten seines Kleides.

„Der Himmel ist eine große Moschee,
Durch deren Kuppel die Wallfahrt nach Mekka schreitet.
Zu Koransprüchen reihen sich die Sterne —
Und Gott hat mich viel mit goldenen Worten bespendet."

Als der riesige Roch in ergrauter Nacht über den Hafen flog,
Troff Blut von seinen Fängen
Auf die schlafenden Schiffer.
Zwischen Palmenschatten rollte die rote Sonne am Boden.
Weit hinten standen die Dünen im Morgenwind auf
Und kamen gleich weißen Gewändern über die Wüste
hergeschritten.

Wo die See stahlhart sich biegt zum Horizont,
Ueber die steigende Sonne wankte ein Greis mit zerbrochenen [Augen
Und zog einen Toten hinter sich her,
Daß das hangende Haar von den Kämmen der Wogen trank.

„Oh ich Schemseddin, Schemseddin!
Hohl, hohl, hohl geht die purpurne Dünung des Lebens
Durch meinen Leib.
Vor meinen Augen die Binde ist klar wie Glas,
Nun mein Falke fiel und im Abgrund erstarb.

Der Tag sieht über meine Schulter
Tief in mein Herz:
Wie sein junges Gesicht von Grausamkeit zittert!
Flammen flattern aus mir . . . . .

Meine Kehle ist das Echo aller weinenden Stürme geworden".

Karl Borromäus Heinrich / Confiteor

I

Es ist keine Schuld an mir begangen worden, es sei denn von mir selbst. Omnia mea culpa.

Niemand beschuldige ich als mich allein. Nur indem ich alle Schuld an mir und alle von mir begangene Schuld ganz und ohne Widerrede auf mich nehme, kann ich das Kreuz finden, das, gemäß der Größe meiner Schuld, mir von Gott bestimmt ist. Und nur indem ich dieses Kreuz finde und gutwillig trage, kann ich Ruhe finden. Es ist keine Ruhe außer im Kreuz, es ist kein Friede außer in Gott.

*

Noch im vorigen Jahr, als meine Schuld so hoch gestiegen war, daß mich Gott strafen mußte an dem, was mir am liebsten war, an Blut von meinem Blute, wollte ich der Gewißheit meiner Schuld entweichen. Aber auf dieser Flucht wurde ich so unstät, daß mich die Menschen wohl mit Recht einem Wahnsinnigen gleich erachteten. Denn der ist und wird wahnsinnig, der da glaubt, er könne die Schuld von sich werfen, indem er seinem Gewissen davonläuft. Dies habe ich noch im vorigen Jahr getan. Damals beschuldigte ich auch noch Andere.

Ich hätte besser getan, mich auf offenem Platze niederzuwerfen und nach vier Seiten mich zu verneigen und zu sagen: Meine Schuld.

Aber ich Tor hoffte, es sei in Ordnung und der Gerechtigkeit Genüge getan, wenn ich den Menschen entliefe. Indes, nicht die große Stadt und die vielen Menschen waren meine Gefahr und das, wofür der Ausgleich mangelte, sondern ich mir selbst.

Dies erkannte ich erst, als es nun wirklich einsam um mich wurde; als mich die grenzenlose Stille abgelegener Schnee-

felder umfing; als die Kuppel tödlichen Schweigens sich grau und bleiern über mir wölbte. Da endlich zerbrach etwas um mich; ein Eisenmantel des Hochmuts sprang klirrend von meiner Seele; der Schleier des Wahnsinns fiel — und siehe: des Wahnsinns Wesen war Schuld, unbeglichene Schuld. Da weinte ich über mich, und hörte auf, die Andern zu beschuldigen.

*

Nicht das Antlitz meiner Taten fürchte ich, denn was liegt an dem, was Menschen tun, was liegt an dem, was ich tue. Was ich durch böse Taten den Menschen geschadet habe, das hat mir selbst ebenso geschadet. Auch glaube ich beinahe, daß auch meine guten Taten irgendwie sträflich waren.

Die Taten sind etwas Aeußeres. Im Aeußeren aber gleicht sich alles leicht von selber aus. Auf einen Angriff folgt Abwehr. Aug um Aug, Blut um Blut, Zahn um Zahn — dies ist das ärmliche Gesetz der äußeren Welt, unter welches alle Taten fallen. In diesem Gesetz erfüllt sich meistens alles leichthin und geht ohne Rest auf.

Den Täter aber fürchte ich; die Seele, die nicht an sich gehalten hat; die Eitelkeit dieser Seele; ihre Bosheit.

Damit ich erkennen lernte, daß dies und nur dies zu fürchten sei, nicht aber sein armseliges Anhängsel, die Welt der Taten, hat mich Gott auch für das Gute gestraft, das ich getan habe.

Das menschliche Tun hat einen recht geringen Wert; auch das Gute. Und dies ist nicht eine finstere Behauptung der christlichen Religion, sondern das innere Erlebnis jedes Christen. Die heilige Lehre drückt es so aus: daß an sich nichts Gutes an menschlichem Tun sei, sondern daß alle gute Tat, um wahrhaft gut zu werden, Gott müsse aufgeopfert werden.

Darüber hörte ich voriges Jahr zufällig eine Predigt irgend eines Landpfarrers. Aber ich wollte es nicht be-

greifen. Es war mir nicht geistreich genug gesagt. Die Einfalt des Predigers prallte an meiner Bildung ab.

Selig sind die Armen im Geiste!

*

In der Welt des Gewissens, welche die Philosophen sittliche Weltordnung nennen, muß notwendigerweise alles aufs Genaueste übereinstimmen, denn das Gewissen ist wirklich die Stimme Gottes. Gott aber kann sich nicht irren, er kann nicht schwanken, er hat keine Wahl. Vielmehr ist es geradezu jene Eigenschaft, ohne die Gott nicht denkbar ist, ohne die er überhaupt nicht existierte: daß in ihm (in der sittlichen Weltordnung) alles aufs genaueste übereinstimmt.

Somit kann das Schuldgefühl meiner Seele niemals größer sein als die Schuld; vielmehr wird es durch ebendiese bedingt. Nicht deshalb also mögen mich die Menschen unglücklich nennen, weil ich ein so deutliches, zuweilen schwer auf mir lastendes Gefühl meiner Schuldbarkeit habe, sondern eben weil ich schuldig bin.

Im Gegenteil: das Schuldgefühl ist durchaus eine Gnade, die conditio sine qua non aller höheren Gnaden: denn es bildet die innere Grundlage der Entsühnung, der Verzeihung, der Heimkehr und des Friedens in Gott.

*

Einige sagen: es sei töricht, in dieser ohnehin so unglückseligen Welt den Menschen auch noch anzuhalten, sein Schuld- und Verantwortungsgefühl von Jugend auf wachzuhalten, sowie dies in der christlichen Religion durch die Gewissenserforschung geschieht; denn dadurch würde die Traurigkeit in der Welt noch vermehrt.

Ich habe früher wohl auch manchmal so gedacht und mich meinem Gewissen entzogen. Aber gerade dadurch wurde ich, während ich leichtsinnig und glücklich werden wollte, innerlich immer unstäter und unseliger. Heute weiß ich, daß, wenn ein wahres Glück für den Lebenden überhaupt möglich

ist, dies nur dadurch gefunden werden kann, daß die Reue der begangenen Schuld jeweils auf dem Fuße nachfolge, ja sogar vor ihr schon zur Stelle sei, um sie in Gott aufzuheben. Und nichts macht unseliger als der sogenannte Leichtsinn, durch welchen sich das Unerledigte in unserer Seele aufhäuft und sich ganz langsam und unmerklich, aber von Tag zu Tag stärker meldet, oft so, daß, der die Meldung hört, gar nicht mehr weiß, was sie zu bedeuten habe. Ich selbst bin nur ebendeshalb wahnsinnig gewesen, weil ich der Reue, das ist der Verantwortung meiner selbst vor mir selbst, zu lange schon ausgewichen war.

Einsichtige Menschen (auch solche, die sich selbst gar nicht als Christen betrachten, so wie ich dies hochmütiger Weise inbetreff meiner zu tun geneigt bin) haben mich oft davor gewarnt, die Dinge unerledigt zu lassen. Aber ich hatte ja meinen angeblich „göttlichen" Leichtsinn und hörte nicht auf sie. So wurde ich erst wahrhaft unglücklich.

Als Kind war ich heiter. Und doch erinnere ich mich ganz genau, daß ich damals, so unreif mein Geist war, dennoch mein Gewissen jeden Tag erforschte und nichts unbereut, und damit ungesühnt, in ihm zurückließ. Jetzt bin ich melancholisch. Zuweilen mache ich noch Witze. Welch ein armseliger Nachklang, welch ein Zerr- und Schattenbild der Heiterkeit meiner Kinderjahre sind diese Witze! Ich fühle es jedesmal selbst und bin nach jedem solchen Witz innerlich trauriger als vorher. Und ich fühle auch, daß ich nur dann wieder heiter werden kann, wenn ich mein Gewissen erforsche, meine Schuld trage, mein Kreuz auf mich nehme. Nur im Kreuz ist Heiterkeit; in das Kreuz nämlich münden die Leiden ein, in ihm werden sie Gott zurückgebracht, in Gott aufgehoben.

*

Die Zeiten werden sehr ernst. Das kommt jedem zu Bewußtsein, dem einen in dieser, dem andern in anderer Art,

jedem gemäß der Stellung, die er in der Welt einnimmt. Der Krieger fühlt, daß es jetzt bald um sein Leben gehen kann. Der Kaufmann, daß die Sicherheit seiner Existenz schwankt. Der Priester, daß er nun seiner Herde Mut zusprechen muß. Ich aber, der ich in dieser Welt nichts mehr bin, kann mich nur, indem ich in mich gehe, für die kommende Ungunst der Zeiten weihen.

Glaubt nicht, Brüder (auch du nicht, Bruder E., an den ich mein Bekenntnis im Besonderen richte, weil du, mit den anderen lieben Freunden zusammen, wie mit einer Sendung zu mir gekommen bist), daß ich jetzt ein besserer Mensch sei als früher. Wie leicht könnte es sein, daß Ihr mich schon morgen für einen Schlechteren erklärt als ich mich selbst erkläre.

Nicht deswegen gehe ich in mich, um den Menschen zu gefallen. Vielmehr bekenne ich, um allen Einzelnen, denen ich etwas abzubitten habe, auf einmal zu sagen, daß ich mein Leben von vorne beginnen möchte. Und dann, wie schon gesagt, deshalb, weil jetzt jeder sein Haus in Ordnung bringen muß: damit ihn das große Wehe, das über alle kommen wird, wohlbereitet finde. Deshalb also nehme ich mein Kreuz auf mich und gedenke meiner Bosheit und Schwachheit; denn zu anderen Dingen bin ich nicht nutze.

Ich beschuldige niemand. Ich bin Euer mindester Bruder. Verzeiht mir.

II

Wenn Gott seine Absicht nach Menschenart ändern könnte, wäre ich wohl verführt zu glauben, daß er mich ehedem zu Großem bestimmt hatte. Da aber alles Schicksal in ihm enthalten ist, auch das, was zu wählen jeweils dem freien Willen des einzelnen Menschen anheimgestellt wird, ob er nun gut oder böse wähle, so habe ich die Gewißheit, daß auch das Kleine, dem ich heute, ein unnützer Knecht,

nach Kräften diene, seinem Willen gemäß ist. Dieses Kleine besteht darin: in den wenigen Dingen, inbetreff deren mir die Fähigkeit der Erkenntnis und ihrer Mitteilung verliehen ist, bis ans Ende zu gehen, und auch nichts eher mitzuteilen, bevor ich ans Ende dieser Dinge gegangen bin.

Wie jedoch mein Leben früher aussah, könnte ich indes verführt werden zu glauben, daß ich zu Größerem bestimmt war. Denn viele Freunde kamen von allen Seiten, um hier ein einzelnes Schicksal zu stützen.

Aber so bin ich gewesen: Mit großen Männern, die mir wohlgesinnt waren und die mich emporheben wollten, saß ich befreundet an einem Tische, und ich wurde nicht reicher und nicht besser davon.

In meine jungen Hände wurde Macht gelegt von vertrauenden Männern. Nicht nur, daß ich das Vertrauen allezeit enttäuschte: ich wurde auch meiner selbst dadurch nicht mächtiger.

Als ich in der Macht war, hatte ich auch viele Freunde meines Alters. Aber was besagt dies! Es war nur eine Vermehrung der Gelegenheit zu schwätzen.

Gott hatte mir die Fähigkeit verliehen, den Menschen lieb zu werden, den alten wie den jungen. Aber wie wenige von denen, die mich liebten, habe ich behalten!

Es ist mir nicht leid, die Freunde verloren zu haben. Denn der Abfall der Menschen geht zu sehr in den Formen der äußeren Welt unter als daß er eine Sache von Belang wäre. Aber ich bin betrübt, den Verlorenen weh getan zu haben. Denn dies betrifft mich und meine Bosheit.

Meine gleichaltrigen Freunde haben mich immer über sich gestellt. Ich ließ es zu, aber als ich mich ihrer entledigte, tat ich es ohne Sanftmut.

Meine älteren Freunde erkannten mich, den Jüngeren, als gleichberechtigt an; sie legten keine Entfernung zwischen sich und mich. Von ihrer Seite war dies ein Irrtum:

indem sie vermeinten, daß mein Charakter schon ebenso gereift sei wie mein Verstand. Aber dieser, der Verstand, ist mehr eine körperliche Sache, die, wenn es not tut, eilfertig herauswächst; es ist etwas recht Minderwertiges um ihn. Wohingegen der Charakter Zeit braucht, sich gelassen zu entwickeln, und übergroßes Vertrauen, das ältere Menschen in ihn setzen, in der Jugend nicht zu rechtfertigen versteht. Wo die Entfernung fehlt, wird überdies der Verstand leicht vorwitzig und frech. So war es bei mir, in jenen Zeiten, da ich am Tische Aelterer saß.

Von allen Freunden habe ich nur diejenigen behalten, denen gegenüber meine Verehrung aushielt. (Auch an denen, die ich zu verehren aufhörte, wäre vieles zu verehren gewesen: ich warf es willkürlich weg.)

Die Freunde, die ich jetzt noch habe, hoffe ich mir dadurch zu erhalten, daß ich ihnen meine Schwäche sowohl wie meine Bosheit rechtzeitig entdecke. Dann können sie selbst die Entfernung anzeigen, in der sie zu mir stehen wollen. Dann ist auch keine Enttäuschung, kein Verlust, und kein Umschlag in Feindschaft mehr denkbar.

*

Wenn nicht alles mit Willen und wohl auch mit der Gnade Gottes geschähe, wäre ich eitel genug, zu vermeinen, daß ich ehedem für einen anderen Beruf bestimmt war.

Von Kindheit auf habe ich nur drei Berufe wirklich geliebt (die sich freilich alle drei in einer bestimmten Richtung ähneln): den des Soldaten, den des Priesters und den des Erziehers.

Da dies, wenn man sie recht erfüllt, die drei strengsten Berufe sind, die es gibt, indem sie ja vor allem auf der Zucht des Menschen beruhen, glaubte ich hinterher, daß ich als junger Mensch durchaus den richtigen Begriff davon hatte, was ich meiner unordentlichen Natur gemäß am notwendigsten brauchte: nämlich Zucht.

Soldat wurde ich nicht, weil dies in Deutschland „für einen Menschen mit solcher Schulbildung" zuviel Geld erfordert. Aber ich liebe die Krieger noch immer wie in meiner Kindheit; ich finde: sie sind brav.

Ich war von Haus aus für den geistlichen Beruf bestimmt. Zu verschiedenen Malen in meinem Leben habe ich mit großem Ernst daran gedacht, diesen Beruf zu ergreifen. Vielleicht habe ich gefehlt, indem ich den Vorsatz immer wieder fallen ließ. Die unaufhörliche Zucht, die dieser Beruf vom Menschen verlangt (sie scheitert zuweilen am Material; aber man darf auch nicht vergessen, daß der Bildungsdünkel jeden einfältigen Geistlichen mit Verachtung abtut, als ob es bei der Frömmigkeit, beim Verkehr mit Gott und bei der Seelsorge auf Bücherweisheit ankäme, und nicht, wie natürlich, eben gerade und durchaus nur auf wirkliche Frömmigkeit): die Zucht dieses Berufes also hätte zweifellos meinem inneren Menschen dienlicher zur Vollendung sein können als das wilde, unordentliche und verwegene Leben, dem ich mich in der Folge immer wieder hingab.

Aber so hat es Gott gewollt, muß ich mir denken, da nichts ohne seinen Willen geschieht.

Und dann, wer weiß: vielleicht wäre ich doch ein sehr schlechter Priester geworden. — Erst neulich meinte ein Freund beiläufig, daß ich mich als solcher wohl zu einem Zeloten entwickelt hätte. Wenn er recht hat, so danke ich Gott, daß es anders gekommen ist!

Warum ich aber nicht Erzieher geworden bin, ist eine Frage, die ich leichter und mit größerer Gewißheit beantworten kann. Ich bin es nicht geworden, weil ich mir bis jetzt jedesmal, wenn die Möglichkeit an mich herantrat, selbst zu unerzogen dafür vorgekommen bin. Die Möglichkeit hat sich mehrmals geboten. Aber ein Erzieher muß seiner eigenen Zucht gewiß sein, wenn er andere erziehen will; und dessen war ich bisher nicht gewiß.

III.

Ich bin noch lange nicht so demütig wie ich rede. Wie könnte es mir sonst einfallen, von Berufen zu reden, die vielleicht zu mir gepaßt hätten oder zu denen ich getaugt hätte. Das sind unnütze Reflexionen: ich hätte ein edleres und besseres Los verdient, während mir doch ein in jedem Betracht reiches, bewegtes, ja ungewöhnliches Los zuteil geworden ist, mit welchem zufrieden zu sein, selbst in diesen Zeiten der Armut und Krankheit, ich vollauf Grund hätte. Wie denn auch nicht? Habe ich nicht Muße zu Betrachtung und Einkehr, habe ich nicht ein Dach über meinem Haupt und Brot auf dem Tisch, wenn auch Dach, Brot und Tisch nicht mein sind! Oder murren etwa meine Freunde, die mich schützen, wider meine Untätigkeit? Ertragen sie nicht im Gegenteil die Wartezeit, die vonnöten ist, bis ich wieder ganz zu mir komme und damit wieder zu einer gedeihlichen Arbeit, viel geduldiger als ich! Reden sie mir doch, weit entfernt mich zu dem zu drängen, was ich früher betrieben habe (zur Schreiberei und dergleichen Firlefanz, um nicht zu sagen: Gemeinheit) nicht vielmehr jeden Tag zu, vor allem mit mir und in mir selbst alles ins Reine zu bringen! Wo hat denn sonst ein Armer, so wie ich jetzt, ausreichende Zeit, um sein Inneres ruhig zu überschauen, so wie ich tue. Und dabei lebe ich in klarer Luft, erfreue mich des Geruches der Wälder, des ersten Grüns, und darf Schlüsselblumen streicheln und weiches Moos. — Kaum läßt man mich einen Augenblick über Schmerzen klagen, gleich sind gute Menschen zur Hand, um sie mir zu lindern. In den Stunden des Kleinmuts eilen sie also großmütig herbei und beweisen mir, daß, wenn Gott gerade aus mir geflohen ist oder wenn ich (denn die Schuld liegt ja doch immer nur an mir) aus Gott gefallen bin, er in ihnen mächtig und lebendig lodert, so daß ich, der mindeste ihrer Brüder, mich an dem Feuer, das sie erfüllt, wärmen kann und erleuchten

lassen. Ja, welcher Ueberfluß steht mir in meiner Not noch zu Gebote!

Aufhören will ich überhaupt, von Not zu reden, und der Geduld der Freunde mich ohne Zagen erfreuen. Schämen will ich mich eher über das große Wesen, das mit mir gemacht wird, von Menschen, um die ich es gewiß nicht im geringsten verdient habe.

Oh Macht und Güte Gottes! An steinigen Strand hast du mich geworfen, aber siehe, weiche Teppiche werden gelegt, dem gestrandeten hilflosen Fremdling darauf ein wohliges Lager zu bereiten. Mit tiefen Atemzügen genießt der drei- und viermal vom Tode Errettete den Frühling, den unaussprechlich süßen, das heilige Licht der Sonne, die Pracht des hochgestirnten Himmels und das besänftigende Rauschen des nahen Waldes.

Oh über diese Herrlichkeit der Schöpfung, deren göttlichen Odem nur der Hauch meiner, von Bitterkeit noch nicht ganz freien Klage, deren zusammengehaltene Fülle nur der Riß, der noch immer nicht ganz verheilte, meiner Seele stört. Oh Macht und Güte Gottes!

*

Wenn den Menschen wirklich von außen etwas antreten kann (gibt es denn das überhaupt: „außen"?) so hängt es doch durchaus von der inneren Entscheidung des Menschen ab, Angriffe auf sein Wesen zuzulassen oder nicht. Wenigstens in meinem Fall ist es sicherlich falsch, was man so oft sagt: der Einzelne sei zu schwach, um sich den Einflüssen seiner Umwelt zu entziehen.

Was mich anlangt, so hätte ich nicht nur die Kraft besessen, diesen Einflüssen einfach zu entfliehen — der Schwächste kann, wenn sonst nichts, so doch wenigstens die Flucht zu seiner Rettung ergreifen — sondern wahrscheinlich sogar dazu, mich mitten darunter zu behaupten. Ich habe

weder das Eine noch das Andere getan. Ich habe nachgegeben.

Immer habe ich z. B. mit Worten und Gedanken gegen die Zivilisation geeifert, auch während ich mir ihre Genüsse und Bequemlichkeiten keineswegs versagte. Immer habe ich die Sicherheit, in die uns die Zivilisation wiegt, diese hochmütige und alberne Sicherheit, deren Gefahr größer ist als Pest, Krieg und Not zusammen: weil sie den Menschen oberflächlich und damit unfähig zu jeder tieferen Freude, vor allem aber zum Leiden macht, immer habe ich sie verabscheuenswert empfunden. Immer habe ich auch dem Staat wie er heute ist, der die Ausbreitung solcher Zivilisation durch einen ungeheuren Aufwand von Geld, Kraft, Scharfsinn allerorten bewerkstelligt und das so errichtete Kartenhaus durch eine unaufhörlich vermehrte Polizei schützt, darin Unrecht gegeben.

Aber mein Eifer und meine Verachtung sind hohl geblieben, da ich mich doch selbst der Vorteile dieser Zivilisation, wo ich nur konnte, bedient habe.

Um nur eine Seite der Sache zu betrachten: nicht der Komfort an sich ist gefährlich, sondern er wird es nur dadurch, daß man ihm Macht über sich einräumt. Dies habe ich getan in jenen Zeiten, da ich den Komfort noch nicht gewöhnt war und ihn, statt ihn wenigstens bloß anzunehmen wo er sich von selber gab, auch noch suchte. Vielleicht nur deshalb, weil die Erschöpfung, in die großer Komfort den durch ihn geschwächten Körper hineintreibt, weil also diese Erschöpfung früh meine Gesundheit untergrub, habe ich ihn verhältnismäßig früh wieder verachten gelernt. Trotzdem: welche sinnlosen Torheiten, ja Schlechtigkeiten habe ich in wenigen Jahren begangen, um den Komfort der Zivilisation bis an die äußerste Grenze, bis ins letzte Raffinement genießen zu können. Und welches Glück bleibt es bei alledem, daß mich, von der körperlichen Niederlage abgesehen,

furchtbare Ereignisse das Leben, das ich führte, meinen Gebrauch der Zivilisation und damit mich selbst zu erkennen gelehrt haben.

Die Zivilisation, um sie in umfassenderem Sinne zu betrachten, die Zivilisation und das heftige Bemühen um sie, der sogenannte Fortschritt, sind im Wesentlichen darauf gerichtet, die Sicherheit des gesellschaftlichen Lebens zu erhöhen.

Eben dieser Sicherheit halber hat sie z. B. die Todesstrafe beibehalten, den Krieg aber, wenigstens im internen Bereiche der zivilisierten europäischen Mächte, mit windigem Geschick zu verhindern gewußt. — Zwölf Herren im schwarzen Anzug sehen der Abschlachtung eines einzelnen Menschen ruhig zu: einerseits weil dieser Mensch, wie man sich da ausdrückt, die Sicherheit der Gesellschaft gefährdet hat, andererseits, um, wie man glaubt, andere seinesgleichen abzuschrecken, diese Sicherheit fernerhin zu gefährden. Und man frohlockt über die Macht der Zivilisation, über diese segensreiche Macht, und über den unaufhaltsamen, den siegreichen Fortschritt des Fortschritts.

Indes will ich für meinen Teil nicht so über Zivilisation und Fortschritt sprechen, als ob sie wirkliche Mächte wären, gegen die ich, als einzelner Mensch, im Bereich meines Menschentums mich nicht hätte halten können. Wenn ich mein Leben überschaue, kann mir nicht entgehen, daß ich diesen sogenannten Mächten nur dort nachgegeben habe, wo es mir bequem war, d. h. mir Bequemlichkeit schaffte. (Wohingegen ich in allem diesem, wo Zivilisation und Fortschritt meiner innersten Natur widersprachen, nämlich dort, wo sie zerstörend auftreten, im geistigen Leben also, den Kampf gegen sie scheute und mich, wo ich nicht kämpfte, doch wenigstens unbedingt gegen sie abschloß). So bekenne ich, daß auch diese Mächte unschuldig an mir sind. Ich habe mich auf sie eingelassen, ich selbst.

Es genügt eben durchaus nicht, Bücher zu schreiben, etwa Romane und dergleichen, wie ich getan habe, und sich innerhalb dieser, innerhalb der geistigen Welt rein (das heißt, eo ipso, antizivilisatorisch, antiintellektuell) zu halten; sondern es hätte sich darum gehandelt, den ganzen Menschen so zum ganzen Leben zu stellen, daß zwischen Schreiben und Leben nicht der leiseste Widerspruch mehr laut hätte werden können; daß in der Tat jede einzelne Zeile mit dem ganzen Menschentum dessen, der sie schrieb, verantwortet gewesen wäre.

Da ich aber in meinem Leben sehr oft ebenso unordentlich, verwegen, wild und zerstörerisch war (gegen andere und gegen mich) wie in meinen Schriften, wenigstens zuweilen, klar, eindeutig und dem Niedrigen abgewandt, konnten diese zwar einigen Mitmenschen einiges Gute und Schöne geben, mir selbst aber wenig oder nichts. Damit hängt es auch zusammen, daß ich einen wirklichen Abscheu vor meinen Schriften und stets auch eine peinliche Empfindung hatte, wenn man sie in meiner Gegenwart lobte; denn ich fühlte nur zu deutlich, daß jene seligen Wochen der Erhebung, in denen ich sie geschrieben hatte, weit abstanden von der unseligen Lebensweise, in die ich hinterdrein jedesmal zurücksank.

Wie dem auch sei, es hatte jedenfalls wenig Sinn, mich gegen Zivilisation und Fortschritt geistig zu erheben, im Uebrigen aber selbst in sie verstrickt zu sein. Dessen muß ich mich also anklagen.

IV.

Ich sehe, daß ich mich immer noch bei eitler Rede aufhalte. Immer noch sage ich: ich hätte Kraft gehabt, dies und jenes so zu machen, anstatt so. Ich hätte sie nicht gehabt, denn ich *habe* sie nicht gehabt. Aber daß ich sie nicht gehabt habe, ist meine Schuld.

Warum aber habe ich sie nicht gehabt? Wenn doch alles, alles auf dieser und auf jeder Welt sich nur mit Willen und mit der Gnade Gottes vollzieht (zu glauben, sie mangle irgendwo, und sei es auch im Kleinsten, wäre für mich unausdenkbar widersinnig), trägt Gott vielleicht an meiner Schwäche Schuld? Dies ist eine so ungemein ernste Frage, daß ich, bevor ich sie nicht in Demut, das ist in Bezichtigung meiner selbst, gelöst habe, keinen Weg weiter sehe.

Alles kommt von Gott und alles kehrt wieder in Gott zurück. Dies ist von allem, was wir Menschen über uns selbst und über alles Gewesene, Kommende, Seiende und Vergehende in der Schöpfung wissen, das innerlich Gewisseste.

Daß das Gute von Gott kommt, daß es wieder in Gott einmündet, stimmt uns glückselig, daß auch das Böse und Schlechte in der göttlichen Schöpfung mitgeboren sei, also irgendwie von Gott kommen müsse, beachtet man ungern; und wieso es in Gott einmündet, sträubt man sich zu erfassen.

Auf mein äußeres Leben, auf die Welt meiner Taten übertragen, hat sich dies immer so geäußert, daß, wenn ich Gutes tat, die Mitmenschen weniger Worte machten als wenn ich Böses tat. Das Gute haben die anderen (und, soweit ich Gutes empfing, ich selbst) wie selbstverständlich hingenommen, über das Böse haben sie (und soweit es mir angetan wurde, ich selbst) des Wortschwalls und der Empörung kein Ende gefunden.

Wenn aber, im letzten Grund, alles mit Willen Gottes und mit seiner Gnade sich erfüllt, so war die Empörung vielleicht ungerechtfertigt, so bin ich vielleicht ermächtigt, die Schuld von mir abzuwerfen?

Die christliche Lehre besagt, daß die erste Sünde darin besteht, daß man sich überhaupt in das Leben drängt. Wenn wir nicht den Eltern unser Dasein zur Last legen wollen (was schon rein äußerlich betrachtet, keinen vollen Sinn

ergibt, indem die Eltern mit Recht auf die Großeltern verweisen, diese wieder auf ihre Vorfahren, und so weiter, ad infinitum: so daß schließlich die Schöpfung angeklagt würde, geschaffen zu sein — welches einer Gotteslästerung gleichkäme), so müssen wir diese Last auf uns selbst nehmen. Ich habe ins Leben gewollt, da fiel ich aus Gott und wurde Mensch. Aber meine Seele, Odem Gottes in mir, hat ihre Heimat nicht vergessen. Sie dürstet nach Erlösung, sie hat Heimweh nach Gott.

Nicht der Tod an sich kann die Erlösung bedeuten. Sonst brauchte ich mich ja nur zu töten; und da das Leben schwer, der Tod hingegen leicht ist, was könnte mich hindern, ihn zu wählen.

Mehrmals in meinem Leben habe ich dieser Täuschung, der Tod brächte das Ende und die Erlösung, nachgegeben. So habe ich die Leichtigkeit des Todes kennen gelernt. Aber, ins Leben zurückgerufen, ermaß ich, an dessen Schwere, daß es nötig ist, das Leben auf natürliche Weise zu vollenden, eben weil es schwerer ist (als sich zu töten). Es unvollendet liegen zu lassen, ihm durch Selbstmord zu entfliehen, bedeutet, sich seiner inneren Mission selbst vorzeitig entziehen. Sich ihrer entledigen, heißt ja nicht sie erledigen.

Die Mission der Seele aber besteht doch nur darin, sie zu läutern, und sie der Erlösung durch das Kreuz teilhaftig zu machen, indem man, im lebendigen Glauben an diese, sein eigenes Kreuz zu Ende trägt.

Als ich mich tötete oder töten wollte, entzog ich mich eben gerade der inneren Erlösung, welche mit der äußeren, dem selbstgemachten Ende des Lebens nicht identisch ist und auch nicht sein kann. Ich wollte die Schuld wegwerfen, statt sie durch geduldige Ertragung zu tilgen.

Das ist zweifellos schlecht von mir gewesen, und ich empfinde es als eine unverdiente Gnade, daß ich ins Leben

zurückgerufen worden bin und mir so die Möglichkeit zur inneren Vollendung wieder gegeben ist.

Die menschliche Seele leidet daran, Gott fern zu sein; sie ist ihm fern durch das Böse; und das Böse hinwiederum ist nichts anderes als eben die Entfernung von Gott.

Gott selbst aber leidet durch das Böse, Gott selbst leidet durch mich und an mir.

Gott leidet an mir. Darum will er, daß ich erlöst werde. Er will mich nicht im Bösen verharren lassen, da er Heimweh hat nach mir, seinem niedrigsten Geschöpf, wie ich nach ihm; er hat Heimweh nach meiner befleckten Seele, die ein Hauch von seinem Odem ist.

Hinwiederum hat er auch Erbarmen mit mir, weil er weiß, daß die Quelle meiner Leiden nicht nur Bosheit, sondern auch Schwachheit und Armut ist.

So hat er denn seinen eigenen Sohn gesandt, den Gottmenschen, damit dieser am Kreuze alle Schuld auf sich nehme und die Wiedervereinigung der Geschöpfe mit ihrem Schöpfer herbeiführe.

Wie das Leben und der Tod des heiligen Franziskus und anderer Heiligen bezeugt, kann die menschliche Seele in einem solchen Maße und schon bei Lebzeiten des Menschen dieser Vereinigung teilhaftig werden, daß sie gleichsam hier auf Erden schon in Gott ruht und die Heiterkeit dieser Ruhe ausstrahlt.

Der heilige Franziskus achtete sich selbst gering, und immer wieder nur sich selbst. Alles andere, Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine, Wasser, Feuer und Sonne, alles Geschaffene überhaupt, liebte er; er liebte den Schöpfer im Geschaffenen.

Ich meinerseits, so gering ich bin, kann ihm, dem großen Heiligen, doch in dem einen nachfolgen: daß ich meine Geringheit einsehe, auf mich nehme und bekenne; jedem andern Geschöpf aber, ohne irgendwie zu untersuchen, ob es

selber gering sei und eigene Schuld trage, meine ganze Liebe zuwende; das heißt eben: Gott im Geschaffenen liebe.

Ich wage zu hoffen, daß ich dann die Schöpfung, wie jener Heilige, mit Heiterkeit werde betrachten können; indem mir das Göttliche — denn es *muß* doch *alles* den Stempel des Schöpfers tragen — aus allem Geschaffenen leuchten wird.

In dem Maße jedenfalls, in welchem ich selbst rein werde, wird mir auch die Schöpfung rein erscheinen, näher bei Gott, näher der Auflösung im Geiste. Und gar wenn ich selbst beginnen werde, mich in Geist aufzulösen, wenn ich innerlich auf der Heimkehr sein werde von dieser irren Wanderung, wie werde ich erst dann die Schönheit all dessen empfinden was geschaffen ist; denn eben dann werde ich alles Geschaffene auf der Heimkehr begriffen finden.

Gott will ja den Abfall nicht, er läßt ihn nur geschehen, da er will, daß sich alles ungehindert vollziehe. Gott will das Böse nicht, er läßt es nur geschehen. Und ich glaube, daß nichts ganz aus Gott fallen kann; ich glaube, daß er, der alles umfaßt, außer dem und ohne dessen Willen nichts ist, auch alles Böse mit dem Mantel seiner Gnade — frierend bergen sich in diesem Mantel alle Welten wie Kinder in der Mutter Schurz — liebend umfaßt. Ich glaube, daß auch ich in ihm lebe und daß er in mir lebt; es ist unmöglich, daß ich ganz verdammt sei. Denn wie sollte Gott wider seine Güte, wie sollte Gott wider sich selber können!

Meine Seele möchte sich gerne heimverkriechen. Aber noch ist sie der Heimat fern. Denn noch liebt sie sich selbst zuviel, alle andern aber, und in ihnen das Werk Gottes und Gott selbst, zu wenig. Noch ist sie geneigt, für manches Böse die Anderen zu bezichtigen, statt in allem sich allein schuldig zu fühlen.

Die wahre Liebe werde ich erst haben, wenn mir die innere Gewißheit davon, daß ich von allen der Geringste bin und der am wenigsten Liebenswerte, über alles Ungemach hinweg, das ich erfahre, treu bleibt.

Erst dann werde ich wieder mit der Welt wahrhaft Frieden haben, wenn ich sehe, wie schön sie ist und wie häßlich ich selber.

Wenn aber diese Liebe und dieser Frieden über mich gekommen sein werden, dann werde ich auch die Heiterkeit wieder finden.

Dann werde ich weinen vor Rührung und Dankbarkeit, daß in einer soviel besseren Schöpfung ein so geringer und armer Mensch wie ich bin, sich vollenden darf.

Möchte ich diesen Tag der Freudentränen doch bald erleben! — Vielleicht aber soll ich diesen Wunsch nicht aussprechen, sondern besser mir selbst zureden. Denn dieser Tag kommt ja auch nicht von außen her, er liegt und ruht in mir. Oh über die ungehobenen Schätze! Oh über meine Saumseligkeit, die mich hindert sie zu bergen!

V.

Wenn ich recht zusehe, so mangelt mir noch immer sehr viel zur Demut und wahren Ergebung: denn diese besteht darin, alles mit sich geschehen zu lassen und inbezug auf alles schon Geschehene, ja selbst in begangener Schuld, die Vorsehung zu erkennen.

Wenn ich meine Vergangenheit so ansehe, vermag ich in ihr allmählich eine bestimmte Gesetzmäßigkeit aufzufinden, die sich selbst in den schwersten Irrungen, in den wildesten Ausschweifungen ausprägt. Es gibt da, ich fühle es, einen gemeinsamen Zug in allen Phasen meines bisherigen Daseins.

Diese Gesetzmäßigkeit, dieser als Kriterium meiner selbst auftretende gemeinsame Zug aller Wege und Irrwege

meines Daseins machen das aus, was mein besonderes menschliches Schicksal, was meine Bestimmung auf dieser Welt ist.

Es darf mich nicht wundern, daß ich jetzt, selbst in den letzten Lastern, denen ich ergeben war, um wieviel mehr aber in dem wenigen Guten, was ich von mir anerkennen darf, meine Bestimmung anerkennen muß. Denn da ich, meine Seele, mein ganzer Mensch eine Absicht Gottes, oder vielmehr — weil ja zweifellos Absicht und Sinn jedes Menschentums dessen Wiedervereinigung mit Gott, seine Erlösung, seine Aufhebung im Geiste ist — mein besonderes Leben eine besondere Form dieser Endabsicht Gottes verkörperte; da eben sie das Wesen meiner Bestimmung ergibt — kann eigentlich nirgends und in keinem Zustande solche Bestimmung unausgedrückt geblieben sein.

Gott nämlich kann sich nicht widersprechen. In der Vorsehung gibt es kein Schwanken.

Was das Gute anlangt, so begreift sich das sehr leicht. Aber auch im Bösen, in der Entfernung vom Geist, kann sich der Charakter meiner Bestimmung nicht verleugnet haben. Denn obwohl das Böse sich ja aus meiner freien Willensentscheidung vollzieht oder vollzogen hat, ich also ganz und gar dafür haften, mich Gott gegenüber schuldig und verantwortlich fühlen muß, so hat dieses Böse doch keinen Bestand an sich, es existiert nicht außer mir — gerade darum empfinde ich wohl alle Schuld als meine Schuld, gerade darum darf und kann ich Andere nicht mehr beschuldigen, sondern in Allem und Jedem nur mich allein, es existiert nur durch mich. Und so trägt es auch den Charakter meiner Bestimmung.

Ich glaube nicht, daß ich mit dieser Wahrnehmung gegen die christliche Heilswahrheit verstoße; ich will ja auch nicht Gott meine Schuld zuschieben, sondern fühle im Gegenteil, daß meine Seele durch meine Menschwerdung, durch meine

Schuld also, sich von Gott entfernt hat und sich durch ihr Böses immer wieder davon entfernt; ich fühle, daß Ueberwindung dieses Bösen der einzige Weg nach Hause ist, nach dem Hause des Vaters, „wo die Wohnungen bereitet sind"; aber in meinem ganzen Dasein, in der ganzen Wanderung von Gott weg und zu ihm zurück, erkenne ich unentwegt das Walten der Vorsehung, das A und O, in welchem alles beschlossen ist.

In dieser Erkenntnis, welche nicht nur durch mein Gehirn geht, sondern meinen ganzen Menschen durchflutet, fühle ich mich aufs ungemeinste erhoben und getröstet. Auf einmal wird mir nun alles klar, und ich sehe jetzt wirklich einen Weg. Während ich glaubte, zusammenbrechen zu müssen unter dem Gefühl meiner Schuld, während ich in der Tat nicht mehr weiter wußte und erdrückt zu werden vermeinte unter der Last, wurde mir langsam leichter zu Mute; aus der Zerknirschung selbst ist mir die Erhebung erstanden.

Kommt jetzt die Genesung, kommt die Besserung? Ich weiß es nicht, aber ich will es von Herzen. Jedoch soviel weiß ich jetzt: daß das Kreuz, indem ich es ganz und ernsthaft auf mich nahm, von selber leicht geworden ist.

Und ich fürchte mich jetzt auch nicht mehr vor dem Leben. Ich gewinne den Mut, mich ihm wieder zuzuwenden. Ich kehre mit einer besseren geistigeren Liebe zu ihm zurück; und indem ich es betrachte, dieses von mir so geschwächte, mir so dunkel und wirr erschienene Leben, indem ich es mit der Liebe des von langer Krankheit Erstandenen betrachte, siehe, umwieviel leichter, einfacher und eindeutiger ist es geworden.

Ja, jetzt weiß ich, daß im Kreuz, und nur im Kreuz die Heiterkeit ruht.

Laß mich Atem holen, o heiliger Geist. Laß dir danken, Vater, daß du mir wieder „Lust und Kraft gabst zu wandern".

Ja, jetzt darf ich wieder unter Menschen gehen, darf mir wieder ein Recht zur Arbeit und Mitarbeit nehmen.

*

Ich beginne, meine Bestimmung zu erkennen. Sie lag darin, daß ich, gerade ich, jeden Weg und Irrweg, den ich beging, zu Ende gehen mußte.

Ich bin, es ist wahr, bis an die äußersten Grenzen des Lasters gegangen, ich habe vor nichts zurückgescheut. Alle Arten des Genusses habe ich ausgeschöpft, und ich ruhte nicht eher, bis ich selber erschöpft davon hinsank.

Aber auch in Not, Armut, Krankheit, in Unglück und leidvollsten Verlusten habe ich das Aeußerste, was eine Menschennatur wie die meine darin zu ertragen fähig ist, tragen müssen.

Ich habe mir nichts erspart; aber es ist mir auch nichts erspart geblieben.

Darum auch wohl mußte ich, wenn ich schon in mich gehen sollte, ganz und gar in mich gehen; ich mußte die Augen ganz öffnen und die ganze Tiefe meiner Schuld ermessen.

Ich glaubte, daß ich daran zugrunde gehen müßte. Aber ich habe es überlebt, ja ich lebe erst jetzt wieder, da ich bekannt habe; gemäß der inneren Ordnung der Dinge mußte ich im Bekenntnis meiner Schuld ebensoweit gehen wie in der Schuld selbst; denn nichts darf unausgeglichen bleiben, alles muß übereinstimmen.

*

Und bin ich niedrig von Grund aus, so hat selbst dies sein Gutes: der Niedrige kann nicht tiefer als seine Niedrigkeit beträgt fallen; und wer hoch steht, schwebt in größerer Gefahr.

Was mir von Anfang an mangelt, und was ich nicht an mir verbessern kann, muß durch die Liebe ersetzt werden.

Ich bin Euer minderster Bruder, und mit Schuld beladen. Aber ich will nach der Liebe trachten. Amen.

Nachtlied / von Georg Trakl

Des Unbewegten Odem. Ein Tiergesicht
Erstarrt vor Bläue, ihrer Heiligkeit.
Gewaltig ist das Schweigen im Stein.

Die Maske eines nächtlichen Vogels. Sanfter Dreiklang
Verklingt in einem. Elai! dein Antlitz
Beugt sich sprachlos über bläuliche Wasser.

Oh! ihr stillen Spiegel der Wahrheit.
An des Einsamen elfenbeinerner Schläfe
Erscheint der Abglanz gefallener Engel.

Ein Bild Hölderlins / von Will Scheller

Der hellenische Weltbegriff sagt nicht, daß der, welcher ihn in sich trägt als die einzige Fassung des Daseins, ein vom Wirklichen abgewandter, ein „lebensfremder" Dichter sei. Es gibt in Deutschland keinen unter den wahrhaft vorbildlichen Geistern, dem nicht irgendein individuales Verhältnis zu jener Form des geistigen Erlebens zu eigen gewesen wäre, die als Hellenismus vielfach mißverstanden wurde und in wenigen, hervorragenden Menschen einen lichtvollen Ausdruck fand; sie haben sich alle in einem bestimmten Zusammenhang mit dem Griechentum gewußt, jeder auf seine Weise, aber alle mit einem starken, herzhaften Empfinden davon. Und es ist nicht von ihnen zu sagen, daß sie dem Leben fremd gewesen seien, wenn auch ihre Gestaltungen zum Teil solche sind, daß der stürmische, lebendige Drang in ihnen zu kalten Formen erstarrt scheint, wiewohl er den, der den lebensvollen Sinn dieser Formen erkannt hat, innerlichst erschüttern muß. Es ist kaum lange zu bezweifeln, ob nicht in einer einzigen Ode

Hölderlins mehr Leben eingefangen ist als in sämtlichen sozialen Reimfolgen eines „Modernen", der sein Gefühl von allerhand revolutionären Gelüsten als von „lebensvollen" Stimulantien berauschen läßt.

Der Dichter ist nicht der Ausrufer von Ideen, nicht der Träger von Tendenzen, er wäre denn der Verkünder eines neuen Menschentums. Wie jeder Mensch, trägt auch er seine Welt zunächst in sich, wenn sie auch gesteigerter, ausgeprägter und unvergleichlich reicher ist. Der Kontrast zwischen dieser inneren Welt und der äußeren Umgebung ist eine der schöpferischen Bestimmungen, und es kann eine völlige Harmonie stattfinden, bei welcher das dichterische Individuum ein Phänomen der gesamten Gegenwart im weitesten Begriffe ist, es kann eine tiefe Spaltung eintreten, bei der das dichterische Individuum sich in seine gegebene Innenwelt zurückwendet und von dort aus die Reaktionen sehnsüchtiger, zornvoller oder hoffnungsreicher Bewegungen als künstlerische Gebilde hinausschickt.

Der letztere Fall ist derjenige von Friedrich Hölderlin. Es ist die Erfahrung gemacht worden, daß dieser Dichter, wenn er sich einem offenbart, sich in der Gesamtheit seines Wesens offenbart, dieses aber auch nur sich ereignet, wenn der betreffende Mensch ein volles Begreifen der Kunst in sich trägt. Das ist nicht gerade häufig der Fall, und es ist festzustellen, daß kaum eines Dichters Name so wenig durchleuchtet — und doch so lichtvoll dem Neuling sich darstellt, wie der Hölderlins. Und es lebte immer in dem Klang dieses Namens eine geheimnisvolle Bedeutsamkeit, dieser Name ist dem Literarischen so weit entrückt, daß er einen Bestandteil des Begriffes ausmacht, den sich die Allgemeinheit rein gefühlsmäßig vom „Dichter" gebildet hat.

Nun ist eine kleine Schrift (im Verlage der Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung zu Heidelberg) erschienen, die sich, mit einem überraschenden Vermögen des Erkennens vom

Wesen, über die Gestalt Hölderlins verbreitet, indem sie ein einzelnes Gedicht von ihm als Gegenstand der Betrachtung vornimmt. Friedrich Gundolf, der ein so giganteskes Unternehmen leitet wie die Neu-Herausgabe der Werke Shakespeares, ein umfassendes Werk über Shakespeare und den deutschen Geist geschrieben hat und als Dichter durch lyrische Hervorbringungen namhaft geworden ist, hat eine Studie über Hölderlins „Archipelagus" einer studentischen Zuhörerschaft vorgelesen und danach im Druck veröffentlicht.

Er geht in dieser Arbeit davon aus, daß ein Schlagwort ja immer eine gewisse Urbedeutung in sich verborgen trägt, daß man seinem Entstehen folgend immer auf das Eigentliche kommen muß, als welcher Weg auch bei der Umschreibung der Gestalt Hölderlins einzuschlagen wäre, wobei denn die öffentliche literarische Meinung, er sei „der romantische Dichter des Griechentums", insofern eine Wahrheit enthielte, als das einzige, innere Schicksal Hölderlins ihn wirklich als d e n Sänger Griechenlands darstellen muß. Und nun entwickelt Gundolf im weiteren sehr klar und faßlich, worin das Einzige und Unerhörte des Hölderlinschen Griechenland und seines Sanges besteht, indem er, wie gesagt, aus den Gedichten den „Archipelagus" herausgreift und an ihm die wesentlichen Züge seines Schöpfers nachzeichnet und einsichtsvoll deutet.

Ein Irrtum ist es immer gewesen, das Tragische in Hölderlins Leben darauf zurückzuführen, daß er sich aus Schwäche vor den Härten des äußeren Daseins in eine sinnliche, phantastische Welt geflüchtet habe, daß er im Sinne der Romantik sich vom Leben entfernt und in eine Gefühlsverwirrung versenkt hätte. „Das ist falsch. Hölderlins seelische Kraft, in seinen Werken manifestiert, ist eine der größten, die unter Deutschen je sich hervorgetan . . . und nicht an seiner Schwäche ist er zugrunde gegangen, sondern gerade an seiner unerbittlich starken, keines Kompromisses fähigen

Reinheit.“ Hölderlins Griechentum ist keine Philologie, es ist nichts Angelerntes, nichts Angenommenes in diesem Gefühl. Hellas ist ihm a priori gegeben, „der griechische Wille und Weg aus dunkelstem Rausch zu klarstem Traum war auch der Hölderlins“, und seine Verse sind nicht leere Nachahmungen antiker Metren, nicht Beispiele eines erlernten Könnens, sondern das von innerer Notwendigkeit hervorgerufene Aussprechen dessen, was zu sagen seine Sendung war. Nicht schalt er auf seine Umgebung, weil er sie unschön fand, sondern sie genügte ihm nicht, weil er Hellas als einen Bestandteil seines Blutes im höchsten Grade gegenwärtig empfinden mußte. Das Göttliche des hellenischen Weltgefühls ward ihm offenbar, und es war seine „Qual, in seiner Zeit nimmer die Offenbarung dieses Göttlichen an einer begeisterten Gesamtheit zu erleben“. Es ist etwas Seherisches in der Gestalt Hölderlins, es war seinem Wesen eine Berufung, von dem Unverlierbaren laut zu reden in einer Zeit, die sich nicht damit befassen konnte, und seine Art, diesen Zwiespalt zu ertragen, seine Art, den unermeßlichen Reichtum seines Innern nicht zu verschließen, aber auch nicht zu vergeuden, machte ihn zum Heroen.

Friedrich Gundolf erläutert in klaren Zügen, immer zu dem Gedicht als zu dem Prüfstein seiner Aussage zurückkehrend, aus welchen Elementen sich das Wesen Hölderlins zusammensetzt und wie sehr seine Aeußerung als ein unumgängliches Müssen zu betrachten ist. Er weist nach, wie lebendig die Kraft ist, die in Hölderlins Versen pulst, und es ist ihm ein Leichtes, davon zu überzeugen, wie gegenwärtig, wie zeitlos geradezu der Hellenismus ist, als dessen dionysischen Verkünder wir Hölderlin anzusehen haben. Der Griechenkult dieses Dichters ist nicht etwas Geschichtliches, er ist religiös, und er ist deshalb nicht vom Leben abgewandt, sondern Hölderlin verschließt in seinem trunkenen Gefühl dieses offenbarten Lebens eine Zuversicht, daß das Gött-

liche, das ihm gezeigt war, nicht verloren, sondern daß es irgendwann einmal neu beseelt erwachen wird, — „und was Hölderlin einsam sah, das sehen und wissen heute schon manche".

Die Redeweise Gundolfs zeugt von einem sehr herzhaften, tief menschlichen Eindringen in das Wesen des Dichters. Es ist ihm in dieser kleinen Schrift vortrefflich gelungen, die Gestalt Hölderlins von dem Dunkel der Irrtümer, die sie bisher umgaben, zu befreien, es wird hier klar und deutlich gesagt, wer Hölderlin ist und was er bedeutet. Es steht in diesem kleinen Heft nicht ein einziges Wort, das ohne Belang wäre. Vor allem aber ist über diese ganze Arbeit ein Schimmer der Liebe gebreitet, die gleichwohl nicht von schädigendem Einfluß auf die Urteilskraft des Verfassers ist. Wer so wie Friedrich Gundolf in den wahren Charakter eines Dichters eingedrungen ist, der hat sich damit das Recht erworben, ihn zu preisen, — und diese Schrift ist so wenig eine Lobrede auf Hölderlin, so viel sie doch eine lebendige Darstellung seines hohen dichterischen Wesens ist.

Wanderung / von Fritz Lampl

Der Träumer vom Berge

Glücklich im entfernten Lauschen,
Ins Unendliche gestellt,
Hör ich unter mir das Rauschen
Einer eingegrabenen Welt.

Leben, schattenhaft verschoben,
Zwischen Mauern eingepreßt.
Die ersehnte Sonne oben
Halten Dächer unten fest.

Wirrer Lärm zu tausend Zielen,
Blut, gebändigt durch Gebot,
Alle, die das Leben spielen.
Schlägt das Leben höhnisch tot.

Nun versinkt vor mir das Land,
Sanft bin ich ins Moos gesunken,
Meine Lider träumen Funken
Und ich lösche sie mit müder Hand.

Ein Weib vor dem Muttergottesbilde

Zauber Deiner holden Nähe,
Ich entschlafe im Gebet.
Wenn ich nun nachhause gehe
Und vor meinen Sorgen stehe,
Ist Dein goldenes Bild verweht.

Mutter, Dein geweihtes Blut
Hat den heiligen Geist entbunden.
Mutter, Dein geweihtes Blut
Hat die heilige Not gefunden.
Mache meine Seele gut,
Schließ mich ein in Deine Hut,
Du, Gebenedeite.

Gesang aus einem Fenster

In den Grund, in dem ich lag,
Leuchtend aus dem fernen Tag
Fiel ein Feuer auf mein stummes Herz,
Stummes Herz.

Aus den Schlachten, denen ich entschlief,
Unter allen Sonnenhügeln tief
Wuchs, du Leichteste, dein Liebeslied,
Liebes Lied.

Ueber allen Tränen dein Gesicht,
Weit gehoben über Tanz und Licht . . . .
Grausam in den Grund zerfällt mein Traum,
Fällt mein Traum.

(gez. von Max v. Esterle)

Bürgermeister Dr. Perathoner (Bozen)

Innsbrucker Kunstschau XX

Die Kunstschau bildet eine Reihe von Besprechungen, die sich direkt an den einzelnen Künstler wenden und nur deshalb öffentlich erscheinen, weil auch die Anlässe öffentliche sind, und weil die Oeffentlichkeit den Angesprochenen zu gar nichts — nicht einmal zum Lesen —, mich aber zur größten Gewissenhaftigkeit verpflichtet. An eine Vermittlung des Verständnisses zwischen ausgestelltem Werk und Publikum habe ich keine Zeit verschwendet. Einem ernsten und ehrlichen Kunstfachmanne wird dies nie einfallen. Gewiß soll er durch eigene Fähigkeiten ein gewisses Recht auf Kritik erworben haben. Diese Fähigkeiten haben aber weniger in eigener künstlerischer Vollkommenheit zu bestehen, als im Vermögen, gegen sich selbst schonungslos sein zu können. Ja, ich werde sogar desto mehr nützen, je mehr Fehler an mir haften, wenn ich sie nur selbst einsehe und verurteile. Darin unterscheidet sich wohl hauptsächlich gewissenhafte Kritik von freidenkerischer. Ich glaube nun, daß ich gerade aus dem Grunde, weil ich ganz besonders viele Fehler habe und sie zu erkennen mich bemühe, für die Rubrik einer Kunstschau geeignet bin. Ich kann mich auch hierin täuschen, denn Unfehlbarkeit war wirklich nie meine Sache. Aber ich kann wenigstens versichern, daß ich meine Ansichten stets sorgfältig filtrierte, bevor ich sie dem Setzer überließ. Meine Verantwortlichkeit erhöht sich dadurch, aber ich will mich ihr auch gar nicht entziehen und wünsche mir nichts Besseres, als daß meine Erkenntnisse in ihrer ganzen Schwere auf mich zurückfallen, wenn sie sich als Irrtümer erweisen.

In der Beurteilung kann man das Werk nicht von seinem Erzeuger trennen. In diesem liegen alle psychischen Ursachen, in jenem nur ihre Abbilder. Das eigentliche Objekt der Kritik ist nicht das zufällige Werk, das den Anlaß gibt, sondern das komplexe Menschentum des Künstlers, dessen Läuterung anzustreben die Absicht des Kritikers zu sein hat, weil daraus die Läuterung aller kommenden Werke erfolgen kann. Die Aufgabe des Kritikers besteht also eigentlich bloß darin, die Selbstkritik des Künstlers aufzustacheln. Was dieser vor seinem tiefsten Gewissen verantworten kann, halte ich für fehlerlos und urbedingt. Aber das Gewissen

ist in unserer Zeit selten geworden, und ich sehe nicht ein, warum es gemein und unerlaubt sein soll, es wachzurufen. Wenn ich erkannt habe, daß — ein Beispiel für viele andere — Albert Plattner seine Entwicklung hemmt, indem er jeden seiner Striche bewundert und seinen lebhaften Kunstverstand zur Selbsttäuschung mißbraucht, muß ich ihn noch nicht für einen hoffnungslosen Fall halten. Nur glaube ich ihn ganz besonders heftig bombardieren zu müssen, damit er endlich aus seiner Balance gerät, die nur mit falschen Gewichten hergestellt ist, und damit er dadurch zum Bewußtsein kommt, daß er es eine Zeit lang verliert. Ich muß seine Eitelkeit geißeln und ihn brutal an seinen wundesten Punkten verletzen, damit er in Berserkerwut verfällt und im Rückschlag zur Demut findet. Bei ihm gelingt es mir auch trefflich, weil mich die Antipathie gegen seinen Charakter findig macht. Aber ich tue es trotzdem nicht aus Böswilligkeit, sondern in der Hoffnung, daß er verlorene Gnaden wiederfindet, und aus stillschweigender Achtung vor den Leiden, die ihn sonst erwarten. Daß diesem Trauerspiel ein bischen Publikum zugafft und sich manchmal an Pointen ergötzt, ist mir widerlich, dem Betroffenen aber heilsam, da es ihm die Unzuverlässigkeit eines Grundes zeigt, auf dem er bauen wollte.

Für Tagesblätter, deren einzige Aufgabe der Bericht an das Publikum ist, wäre eine ähnliche Auffassung der Kunstkritik ungebührlich. Im „Brenner" ist sie die einzig mögliche. Und auch da kann sie nur ein Versuch bleiben, einigen Künstlern der Provinz das anzubieten, was die Großstadt vielfältiger ermöglicht: den Anschluß an ein geistiges Niveau, das vor der Gefahr des Untergehens ins Fettbürgertum rettet.

Daß die „Kunstschau" heftige Widerstände hervorruft — und Jeder reagiert eben auf seine Art — ist ganz in der Ordnung. Das war meine Absicht und mein Verdienst. Tumult bringt Entscheidung. Nicht beabsichtigt aber war, Jemanden zu Ungeschicklichkeiten zu veranlassen. Und ungeschickt ist es doch, glauben machen zu wollen, ich beabsichtige meinem Malernamen durch mein Kritikerrenommee Kupplerdienste zu erweisen, da doch jeder Eingeweihte weiß, daß mich meine Kritiken überall, auch beim Publikum, ver-

haßt gemacht haben, und jeder Uneingeweihte, daß ich mein Kunstschau-Pseudonym krampfhaft festhalte, und daß ich zur Ergänzung auch freiwillig und nahezu vollständig aus der Marktkonkurrenz „am hiesigen Platz" zurückgetreten bin. Ein übertriebeneres Desinteressement läßt sich wohl schwer vorstellen, und statt mir vernünftigerweise dieses vorzuwerfen, bemüht sich eine dreckige Phantasie, mir daraus Sensationslust und Neid nachzuweisen. Da muß ich schon selbst strenger mit mir sein. Ich werde es mir also nicht mehr lange erlauben, gegen allen Hausverstand, in einfältigem Idealismus, der natürlichen Entwicklung Tirols zum Mittelding zwischen Schweizer- und Bukowinaer-Kultur im Wege zu stehen.

Benedikt.

*

Die Redaktion bestätigt in einem hin den Empfang der folgenden Zuschrift:

P. T. Gehöre bekanntlich nicht zu jenen, welche die Kunst als Deckmantel ihrer Tagediebexistenz brauchen und mißbrauchen und auf eine gefällige Kritik angewiesen sind. Ihre Kritik ist mir daher völlig Wurst und kann mich beileibe nicht kränken. Der momumentale Blödsinn in Ihrem Blatte, das selbst der dümmste Hund nicht ernst nimmt, bürgt für das Vorbeigelingen Ihres edlen Bemühens. Innsbruck . . . (folgt Datum und Unterschrift)

Die Redaktion nimmt zur Kenntnis, daß der Schöpfer dieses Selbstporträts die Kunst nicht etwa zur Bemäntelung (geschweige denn zur Enthüllung) einer Tagediebexistenz mißbraucht, sondern im Gegenteil: um der doppelt verdienstlichen Tatsache, daß er von Rechts wegen Doktor der Rechte und von Amts wegen Finanzbeamter ist, auf dem soliden Sockel seiner akademischen Bildung ein Denkmal zu setzen, das — allen kunstkritischen Einwänden zum Trotz — zu Recht besteht.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Gedicht „Düstere Gebirgslandschaft" von Martina Wied (Heft 12) muß es auf S. 526, Z. 6 v. o. heißen: „sie ist eine todesdunkle Macht" (statt „Nacht").

In dem Gedicht „Die sieben Brunnen" von Hugo Neugebauer (Heft 13) muß es auf S. 590, Z. 5 v. u. heißen: „im Winde" (statt „im Wind"). Auch gehört auf derselben Seite der Strophenabsatz zwischen der elften und zwölften Zeile v. u. weg.

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

Fritz Lampl 21 Jahre alt, nicht akademisch gebildet, sucht bei bescheidenen Gehaltsansprüchen Stellung in einer Redaktion, Bibliothek, in einem Verlag oder dergl., sei es im In- oder Ausland. Zuschriften an die Redaktion des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 372/373 (60 Heller.):

Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse / Glossen / Peter Altenberg / Notizen / Glossen / Die europäische Kultur hält ihren Einzug

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER

Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT

Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN

Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN